

Die

deutschen Wolgakolonien.

Der ganze Reinertrag ist zum Besten der Notleidenden.

Göttingen 1892.

Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

Immer aufs Neue ist in letzter Zeit Kunde zu uns gedrungen von furchtbarer Not, welche deutsche Volksgenossen, die im russischen Reich eine neue Heimat gefunden, betroffen hat, und ans Herz dringende Bitten sind an uns ergangen, sie nicht dem ihnen drohenden Hungertod anheimfallen zu lassen. Unwillkürlich ist dadurch die Aufmerksamkeit auf diese fast vergessenen Volks- und Glaubensgenossen gelenkt worden. Daher darf selbst eine fragmentarische, fast nur auf persönlicher Erinnerung beruhende Mitteilung über dieselben hoffen, auch in weiteren Kreisen einem gewissen Interesse zu begegnen, vielleicht hier und dort zu werktätiger Beteiligung an der ihnen aus der deutschen Heimat gespendeten Hilfe Anlass zu werden.

Nicht gering ist die Zahl der Deutschen im weiten russischen Reich. Zu historischer Bedeutung sind sie vor Allem in den baltischen Provinzen gelangt. Zwar ist ihre Zahl dort viel geringer als man zumeist annimmt, aber sie haben nicht nur auch die Masse der dortigen Bevölkerung, die Esten und Letten, in eine auf deutschem Boden erwachsene Kultur hineinzuführen gewusst, sie haben hier auch eine Geschichte durchlebt, jene Provinzen für Jahrhunderte zu Bestandteilen des deutschen Reiches gemacht, und durch ihre geistige Überlegenheit dauernd eine bedeutsame Stellung im russischen Reich behauptet, Ihnen gilt daher auch jener gegenwärtige Ansturm des Slavismus, welcher Ausrottung deutsch-evangelischer Sitte und Kultur erstrebt. — Aber auch über das ganze Innere des russischen Reiches ist der Deutsche verbreitet, wenn schon in den Städten vielfach kosmopolitisch angehaucht und leider auch nicht selten deutscher Eigenart untreu. Sehr stark ist das deutsche Element in der Reichshauptstadt, in St. Petersburg. Doch auch das auf seine Bewahrung altrussischer Tradition so stolze Moskau hatte schon vor drei Jahrhunderten eine deutsche Vorstadt mit evangelischer

Kirche. Und in fast allen Städten des russischen Reiches wird man immer wieder die Klänge deutscher Sprache vernehmen, — nur wenige Apotheken z. B., in denen man nicht von vornherein darauf rechnen kann. Noch heute sind die auch in der russischen Gesellschaft Petersburgs angesehensten Gymnasien die der deutschen evangelischen Kirchen. Odessa, die dritte unter den Städten des russischen Reiches, hat wohl nie ein solch wahrhaft königliches Grabgeleite, an dem die ganze Bevölkerung sich beteiligte, gesehen, wie das des jüngst verstorbenen lutherischen Pastors. Auch der deutsche Arzt pflegt noch der am meisten begehrte zu sein.

In den letzten Jahrzehnten hat ein starker, nun schon zum Stocken gekommener, Zug deutscher Einwanderer sich in die südwestlichen Provinzen des russischen Reiches, nach Wolhynien und Podolien, ergossen. Im Laufe eines kurzen Vierteljahrhunderts ist hier ihre Zahl von etwa 5000 auf etwa 75000 angewachsen. Seit dreiviertel Jahrhundert befinden sich zahlreiche und blühende deutsche, besonders schwäbische, Ansiedlungen von Bessarabien bis zur Krim am ganzen Nordrand des Schwarzen Meers. Es ist geradezu „ein Stück deutscher Erde, was uns dort auf dem weiten Steppenland begrüßt.“ Etwa gleichzeitig (1818—1820) wurden die deutschen schwäbischen Kolonien in Transkaukasien gegründet; später die Niederlassungen nördlich vom Kaukasus.

Der der Zahl nach stärkste Komplex Deutscher jedoch hat sich in der U m g e b u n g v o n S a r a t o w zu beiden Seiten der Wolga hingelagert, gegenwärtig über 300000 Seelen. Eben d i e s e sind es, die jetzt so bittere Not betroffen hat.

Man dürfte fragen, wie denn eine so große Zahl deutscher Einwanderer dorthin, gerade in den fernsten Osten des europäischen Russlands, gelangt ist. — Von Anbeginn waren ihrer ungleich weniger. Etwa 28000 (nach anderen 25000) sollen seiner Zeit dorthin gezogen sein. Es war jene Zeit des vorigen Jahrhunderts, wo sorgsame Fürsten durch Kolonisation ihr Land zu heben suchten. Als Friedrich d. Gr. viele Strecken seines Landes mit dafür gewonnenen Kolonisten besiedelte, hat — wohl nach seinem Vorbild — Katharina II. sofort nach Beginn

ihrer Regierung Ähnliches unternommen. Am 22. Juli 1763 erging ein Aufruf unter Zusicherung einer Reihe von Privilegien: Freier Religionsübung (nur mit Ausschluss des Rechtes der Propaganda unter Russen), eigener Verwaltung unter einer deutschen Behörde, Befreiung vom Militärdienst — alles für ewige Zeiten; dazu Steuerfreiheit für die erste Zeit. Von allen Teilen des damaligen deutschen Reiches: von Holstein bis Tirol, aus der Pfalz wie aus Schlesien und Ostpreußen, selbst von jenseits der Grenzen des Reichs — aus dem Elsass und von Holland, vor Allem jedoch aus Mitteldeutschland, kamen solche die dem Rufe folgten. Der alte Zug des Deutschen in die Ferne machte sich auch hier geltend. Freilich nur wenige unter der Menge waren wirkliche Bauern: wer auf eigener Scholle saß, entschloss sich nicht leicht ins Unbekannte zu ziehen.

In Anhalt, der Heimat der Kaiserin, sammelten sich die meisten Auswanderer. Die Reise ging über Petersburg. Hier blieb ein Teil zurück, ein Kranz deutscher Kolonien umgibt in Folge dessen Russlands Residenz. Die Andern zogen weiter ins Innere — noch nahezu 2000 Kilometer — bis zu den Ufern der südlichen Wolga. Und fanden die Kolonisten gleich kräftige Unterstützung vonseiten der Regierung bei ihrer Niederlassung, so ward ihnen doch nicht leicht, in der neuen Heimat es sich wohnlich zu machen. In in die Erde gegrabenen Hütten wurde der erste Winter 1767 auf 1768 verbracht; und wenn manche Auswanderer von goldenen Tagen des Nichtstuns geträumt, so erfuhren sie bald, dass es hier ebenso zu arbeiten galt wie daheim. Mancherlei Nöte zu überwinden waren namentlich auf der Ostseite, der nach Asien gerichteten Seite der Wolga, wegen ihres völlig flachen Ufers die „Wiesenseite“ genannt, im Unterschied von der „Bergseite“, dem Westufer. Wegen der allzu bedrohlichen Nähe der Kirgisen, die wiederholt die Ansiedlungen überfielen, dem Pastor die Zunge ausschnitten, viele niedermetzten, andere in die Sklaverei fortschleppten, musste hier zu gegenseitigem Schutz eine Kolonie möglichst nahe bei der anderen angelegt werden; für die Folgezeit freilich vom Übel, denn in langen schmalen Streifen erstreckt sich nun der Landbesitz mancher Kolonien vom Wolgaufer ins Innere,

bis auf 50 Kilometer Entfernung, und erschwert die Bewirtschaftung nicht wenig.

Manches was zum Bild des deutschen Dorfes zu gehören pflegt, würde der Blick auf eine Wolgakolonie (in der stets, mit Ausnahme des mehr städtischen Katharinenstadt, nur Deutsche wohnen) vielleicht vermissen. Zwar um Kirche und Schulgebäude lagert sich auch hier das Dorf. Aber nicht ein schlanker oder doch gleichmäßig in eine Spitze auslaufender Turm erhebt sich hier über der zumeist hölzernen Kirche, sondern ein solcher, welcher etwa die Mitte hält zwischen jenem und dem zwiebelförmigen der russischen Kirchen. Auch leuchtet kein Ziegeldach dem Wanderer schon von fern entgegen, sondern noch sind die Dächer zum guten Teil mit Stroh gedeckt, nur zum Teil mit Brettern, nur wenige mit, zumeist grün angestrichenem, Blech; in der Steppe bei den jüngeren Ansiedlungen fehlt oft überhaupt das Dach, aber auch in den Stammkolonien ist gegenwärtig vielfach sein Stroh wieder abgerissen, um als kümmerliches Viehfutter zu dienen. Aus einfachen mit Lehm verbundenen Feldsteinen oder auch aus getrockneten Lehmsteinen sind die meisten Häuser erbaut, zum Teil dann mit Kalkerde weiß getüncht, die besseren Häuser aus behauenen Balken — im Unterschied vom russischen Blockhaus —, nur die der ganz Vermögenden aus Ziegelsteinen; ein geräumigeres enthält zwei Wohnstuben, in der Mitte Küche und Vorhaus, die Tür immer auf den von Nebengebäuden umschlossenen, meist reinlichen Hof gerichtet. Recht breiten Raum in der Stube beansprucht der aus Ziegeln oder Lehm gemauerte russische Ofen, mit einem großen Kessel in der Mitte, ziemlich schnell erwärmt, aber bald wieder kalt. Im Übrigen dürfte sich manches aus der deutschen Bauernstube vor hundert Jahren hier erhalten haben. So, wohl der lange Tisch vor der längs der Wand laufenden Bank, das kurze und breite hohe Himmelbett, über welchem die Leisten mit möglichst dicht gefüllten Kissen in bunten Überzügen belegt sind, die gemalte mit einem Herzen geschmückte Este, in der die junge Frau ihre Aussteuer mitbekommen, worin das selbst gesponnene Leinen und die Sonntags- und Nachtmahlskleidung ruht.

Schon die größere Reinlichkeit hebt das deutsche Dorf und Haus von dem russischen günstig ab. Wer etwa nach mehrtägiger Reise, die ihn nur in russische Bauernhäuser geführt, nun — vielleicht gar am Sonntagmorgen — die deutsche Bauernstube betreten hat, wird den Eindruck, der ihm dadurch geworden, nicht leicht wieder vergessen.

In seinem Kaftan, dem grauen, rauwollen Überrock, seinem nur gegerbten, nicht überzogenen Pelz, über den beim winterlichen Reisen der Reichere noch einen zweiten, den Tulup, anzieht, erinnert der Wolgakolonist im Äußeren zunächst etwas an den Russen. Doch ihn unterscheidet das ganze, freilich etwas schwerfälligere, Gehaben, auch das sorgfältige Wegrasieren des Bartes aus dem Gesicht mit den noch unverändert germanischen Zügen, die weiße Wäsche — gegenüber dem roten über den Beinkleidern getragenen Hemd des russischen Bauern. Auch hier haben sich in ihrer Tracht die Frauen als treuere Wächterinnen altüberkommener Sitte bewährt. Noch vor wenigen Jahrzehnten trugen sie zum Teil die Nationaltracht ihrer heimischen Orte. Mit schnellen Schritten freilich beginnt das zu schwinden, wie überhaupt manches Überlieferte an Sitten und Gebräuchen. Die Brautkrone z. B., der Gschnatz, hat schon fast durchweg einem unschönen Kranz gemachter Rosen weichen müssen. Vermutlich schwindet auch das mit Pfauenfedern geschmückte Herz, welches der Bräutigam vorgesteckt erhielt. Doch bestehen noch die aus der Heimat stammenden Gebräuche bei der Brautwerbung, der Einladung zur Hochzeit, der Weinkauf. Zwischen den Jahren d. h. zwischen Weihnacht und Neujahr finden die meisten Verlöbnisse statt, denen nach wenigen Wochen, jedenfalls vor Fastnacht, die Hochzeit folgt. So kann es vorkommen, dass in einem Dorf 50 Paare gleichzeitig aufgeboten werden. Mit dem Verlöbnis ist ein Brautexamen, eine Prüfung im Lesen und Katechismus, verbunden; wer nicht besteht, darf erst in einer Woche wiederkommen, während welcher die meist besser beschlagene Braut die Lehrmeisterin ihres künftigen Eheherren wird. Mitunter freilich stellt auch ein bereits verlobtes Paar sich zum „Zurück verloben“ d. h. zur Aufhebung des Verlöbnisses ein.

Die Sprache, vielleicht etwas im Accent verändert, hat noch den Dialekt der Heimat bewahrt: jedes Dorf den der seinen, sei es des Spessart oder Hunsrückens, des Vogelsgebirges oder des Elsasses, oder auch den niederdeutschen. Die Namen überkommt der Täufling von seinem Paten: so haben sich die alten üblichen durchweg erhalten: Lisbeth und Grete, Hannes und Konrad und Ähnliche. Auch das deutsche Volkslied ist noch nicht verklungen. Von Straßburg der „wunderschönen Stadt“ ist auch dort an der Ostgrenze Europas all die lange Zeit gesungen worden.

Patriarchalisch steht der Hausvater der ganzen Familie vor. Zu einer solchen gehören aber faktisch oft drei oder vier Familien, nämlich auch alle verheirateten Söhne mit Frau und Kindern, so lang sie ihr Erbe noch nicht zuerteilt erhalten haben. Dem gemüthlichen Gedeihen des Familienlebens ist das natürlich nicht günstig und dem Hausfrieden auch nicht. Dagegen steigert dies Zusammenhalten der Familie die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, die Eine, große Familie kann es weiter bringen, denn mehrere kleine, und eben deshalb wird die Teilung möglichst lang vermieden.

Um so nachtheiliger ist für das wirtschaftliche Gedeihen die Größe der — übrigens sehr regelmäßig angelegten — Dörfer. Es gibt solche, welche sich gegen drei Kilometer in die Länge, gegen ein Kilometer in die Breite ausdehnen und 6—8000 Einwohner zählen. Dies enge Zusammenwohnen ermöglicht es freilich dem Pastor trotz der Größe der Kirchspiele — bis zu 15000 und 20000 Seelen — einen nicht geringen Teil seiner Gemeindeglieder wenigstens kennen zu lernen. Auch für die Schule ist es günstig, obschon eben dadurch bei der Indolenz des Bauern in der Schulsache einzelne Schulen zu abnormer Größe herangewachsen sind: tausend, ja elfhundert Kinder werden in einigen Schulen unterrichtet, von einem Lehrer mit einem Gehilfen. Dazu ist noch der Winter die einzige Unterrichtszeit. Kein Wunder, dass Lesen, Schreiben (dies zumeist, weil Tische fehlen, indem die Kinder vor ihren Bänken knien) und etwas Rechnen, ferner bibl. Geschichte, Katechismus und Gesang alles ist, was gelernt wird, und dies recht kümmerlich und mechanisch.

Selbst tüchtige Lehrer vermöchten unter solchen Umständen wenig zu leisten: aber die immer wieder erstrebte Errichtung eines Lehrerseminars wurde trotz vorhandener Mittel nicht gestattet aus Furcht vor einem Wachsen des Einflusses der protestantischen Geistlichkeit.

Wirklich schlimm aber, wie bemerkt, wirkt die Größe der Dörfer auf die Bewirtschaftung des Landes ein: denn in Folge dessen hat ein Bauer etwa 10 Kilometer westlich seinen Grasanteil — Futterkräuter werden nicht gezogen —, ebenso weit südlich sein Weizenfeld und östlich oder nördlich seinen Roggenacker. Auf die jetzt so unglückliche ökonomische Lage der Wolgakolonisten sei aber gestattet etwas näher einzugehen.

Anfangs war diese wirtschaftliche Lage eine nicht ungünstige. Die für ihre Ansiedlung vorgestreckten Gelder konnten die Kolonisten in einigen Jahrzehnten zurückzahlen. Sie hatten im Ganzen reichlich Land zuerteilt erhalten, so dass sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sogar ermahnt werden mussten, auch Neubruch in Angriff zu nehmen. — Schon lang ist ein solcher Befehl überflüssig geworden. Die Zahl der Kolonisten hat sich mehr denn verzehnfacht, zum Teil in Folge der frühen Eheschließungen, zumeist zwischen dem 19. und 23. Jahr. Aber während die Bevölkerung so wuchs, blieb der Boden, der sie ernähren sollte, der gleiche. Oder vielmehr er blieb nicht der gleiche. Gedüngt ward er nie. Dient doch schon lang der Dünger in gedörtem Zustand als fast einziges Brennmaterial. Die eigentlichen Wälder sind schon lang geschwunden; die auch auf der Wiesenseite seiner Zeit namhaft gemachten haben wohl überhaupt nie anders als auf dem Papier existiert. Hier ist außer an der Wolga und den im Sommer zum Teil versiegenden Flüssen fast keine Spur von Wald zu bemerken. Nicht einmal ein Stein ist hier vorhanden. Es ist eine weit ausgedehnte flache Ebene, die im Winter bei Schneetreiben den bewältigen Eindruck des unbegrenzten Meeres empfangen lässt. Groß muss aber der Waldbestand diesseits der Wolga gewesen sein; jedoch fast nur noch Buschwerk findet sich im Besitz der Gemeinden. Alljährlich wird ein Teil davon abgeholzt, ein neuer Wald mag

nachwachsen, — wenn es ihm möglich ist. Denn die Sonne versengt nur allzu schnell die Steppe, dann lässt man im Strauchwerk das Vieh seine Weide suchen. Das Anpflanzen neuer Wälder ward außer von Mennoniten überhaupt nicht versucht, wäre auch sicher — bei der großen Trockenheit — nicht leicht durchzuführen. Gewiss hängt z u m T e i l mit dem Schwinden der Wälder das Zurücktreten des Grundwassers zusammen und ebenso der immer häufigere Regenmangel. Dadurch aber sind die Ernten immer dürftiger geworden, die Missernten immer öfter wiederkehrend. Auch frühere Zeiten kannten schwere Not, so die Jahre 1830—1833, aber eine gleiche Reihe von Missernten wie jetzt ist in jenen Ansiedlungen nie erlebt worden.

Zu störend wirkten auf den Wohlstand der noch heute fast durchweg bäuerlichen Bevölkerung die Seuchen, welche, dort zu Hause, alle 10 bis 15 Jahre den Rinderbestand der einzelnen Dörfer nicht nur dezimierten, sondern öfters bis auf die Hälfte reduzierten. Auch sind die Kolonien der Kalamität der russischen Dörfer, den Feuersbrünsten, nicht entgangen. Große Teile Russlands kann man nicht durchreisen, ohne öfters den Eindruck zu erhalten, soeben müsse ein feindlicher Kriegshaufe dahingezogen sein, immer wieder begegnet man ganz oder halb verkohlten Dörfern. So schlimm steht es in den deutschen Wolgakolonien nicht, aber doch schlimm genug. Bei der anhaltenden Sommerhitze werden die Strohdächer wie Zünder, Ein Funke genügt, sie zu entzünden, und was dann unter dem Winde liegt ist fast rettungslos verloren. Gerade im beginnenden Herbst, wo die Ernte eben eingeheimst worden, sind diese Brände am häufigsten, eben dann natürlich am verderblichsten.

Auch die gegenwärtige Notlage der in den sechziger Jahren auf dem Höhepunkt ihrer materiellen Blüte angelangten deutschen Ansiedlungen steht ohne Zweifel nicht außer Zusammenhang mit der ganzen Art der Bewirtschaftung. Noch immer ist hier aller Landbau ein Raubbau. Der schöne Humusboden wird rücksichtslos ausgebeutet. Seine einzige Erholung bietet das Brachliegen im 3. Jahr — hier herrscht noch die Dreifelderwirtschaft — und etwa der Wechsel im Anbau von

Weizen und Roggen. Für die Bedingung des Landes zu sorgen hat niemand ein Interesse, denn nicht im Besitze des Einzelnen, sondern der Gemeinde ist das Land. Das Ideal des sozialdemokratischen Zukunftsstaates ist ja im russischen Gemeindebesitz in gewissem Sinne verwirklicht. Alljährlich wird das Land aufs Neue durch das Loos verteilt. Der Ortsvorsteher bestimmt, wann das Gras, der Roggen, der Weizen gemäht — auch diese werden hier nicht geschnitten — werden soll. Niemand weiß, wem im nächsten Jahr sein Landanteil zufallen wird, dessen Zustand kann ihm daher gleichgültig sein.

Warum aber wird das nicht abgestellt? Zunächst kommt gewiss in Betracht die große Macht der Gewohnheit, beim Bauern noch stärker wirksam denn anderwärts. Aber es haben doch noch andere Gründe mitgewirkt (vertreten doch die russischen Nationalökonomten geradezu jenen Gemeindebesitz als das vorzüglichste Mittel gegen alle sozialen Gefahren). Zunächst gehört das Land, auf dem sie sitzen, gar nicht den deutschen Kolonisten zu eigen, sondern ist Eigentum der Krone, für die Pachtsumme aber haftet dieser nicht der Einzelne, sondern die Gemeinde. Noch mehr dürfte ins Gewicht fallen, dass eine gleichmäßige Landverteilung unmöglich ist: wen es nun in einem Jahr ungünstig trifft, der hofft im nächsten auf besseres Glück. Ist eine dauernde Zuteilung für ihn ungünstig ausgefallen — und wer fürchtet das nicht? —, so bleibt dies für immer. Auch würde Zuerteilung für die Dauer nur dann wirklich Gewinn bringen, wenn nicht nur alle Äcker eines Bauern zusammen zu liegen kämen, sondern auch die großen Dörfer in kleine geteilt würden, eine wirtschaftliche Neugestaltung der Verhältnisse, die sich ohne mächtige Kosten nicht durchführen ließe. Geradezu verhängnisvoll aber wäre ein Zueigengeben des Landes an den Einzelnen, ohne dafür zu sorgen, dass es ihnen auch erhalten bleibe. Der Dorf Wucherer ist schon jetzt ein Unglück im Leben wie des russischen Bauern, so auch des deutschen Kolonisten. Wer von ihnen Geld zu 30 Prozent erhält, kann von besonderem Glück sagen. Ganze Gemeinden müssen mitunter 25 Prozente und diese noch im Voraus bezahlen. In Jahren der Not würde der Wucherer um ein Geringes das Land in

seinen Händen vereinigen, die Übrigen würden zu Proletariern herabsinken. — Dennoch darf man sagen, dass wenn nicht durch Vergebung des Landes auf zehn bis zwölf Jahre eine völlige Wandlung in der Bewirtschaftung geschaffen wird, ebenso sicher der deutsche Kolonist an der Wolga verloren ist, wie der russische Bauer.

Eintreten aber kann diese Wandlung nur durch freien Entschluss der Gemeinden selbst, denn nicht nur hat die Regierung sich von dem Unglück des Gemeindebesitzes noch nicht überzeugt, es genießt auch wie die russische Dorfgemeinde, der sog. Mir, so auch die deutsche das unter manchen Verhältnissen in seinem Wert zweifelhafte Recht der Selbstverwaltung. Alle ihre Beamten (außer den polizeilichen): ihre Vorsteher und Obervorsteher — jetzt Orts- und Gebietsälteste —, ihre Gebietsrichter, ihre Friedensrichter, ebenso wie ihre Pastoren und Lehrer wählt die Gemeinde selbst, sie entscheidet über ihre inneren Angelegenheiten, — hat sie doch sogar das Recht untaugliche Subjekte aus ihrer Mitte durch Gemeindebeschluss nach Sibirien zu schicken. Bis vor zwanzig Jahren, wo ihre Privilegien als antiquirt beseitigt wurden, stand über den Kolonisten eine deutsche Schutzbehörde, das sog. Komptoir. Sie war gewiss keine Musterbehörde, aber es war doch eine Aufsichtsbehörde. Sie hatte unter anderem auch dafür zu sorgen, dass die Getreide-Magazine gefüllt waren. Diese Kontrolle schwand bei der Verwandlung der Kolonisten in bäuerliche Grundbesitzer nach Art der russischen. — Zugleich trat eben damals durch Führung der Eisenbahn bis Saratow und durch den Aufschwung der Dampfschiffart auf der Wolga eine Umgestaltung in den gesamten wirtschaftlichen Verhältnissen ein. Die Naturalwirtschaft ward mehr Geldwirtschaft. Jetzt schien es unpraktisch, das Getreide, welches jetzt ganz andere Preise erzielte, jahrelang als unfruchtbares Kapital aufzuspeichern. Als man noch in den fünfziger Jahren das Pfund Fleisch für 5 Pfennige (den Rubel zu 2 Mark gerechnet) und das Kilo Weizen für 2 Pfennige kaufte, lagerten wohl überall große Vorräte. Das nahm jetzt ein Ende. Somit war auch in dieser

Hinsicht nicht ausreichende Vorsorge getroffen für Zeiten der Not.

Die unmittelbare Ursache der gegenwärtigen Notlage ist aber jahrelange Dürre. Selbst die Mennoniten, welche inmitten der Kolonisten jenseits der Wolga ihre Ansiedlungen haben, sind verarmt, und sie haben durchaus nach abendländischer Regel ihre Landwirtschaft, und zwar mit ihrem bekannten Fleiß, betrieben. Und unter den Gemeinden der Kolonisten sind solche, welche noch vor nicht langer Zeit in dem Ruf allgemeiner Wohlhabenheit standen, jetzt fast ganz hilfsbedürftig. Gerade die, welche reichlich ausgesät hatten, haben ja die Missernten dementsprechend betroffen. Schon 1880 auf 1881 konnte nur mit fremder, besonders aus den Ostseeprovinzen und Petersburg kommender Hilfe dem Elend gesteuert werden. In den letzten Jahren aber folgte eine Missernte auf die andere. Schon im vorigen Winter ergingen dringende Hilferufe nach vielen Seiten, mancher musste fast sein Letztes hingeben, um das Leben zu fristen, die Vorrathshäuser wurden völlig geleert. Alle Hoffnungen konzentrierten sich auf die Erwartung endlich einer ordentlichen Ernte, die wenigstens vom Untergang retten sollte. — Früh, sehr früh trat der Frühling ein, die Frühlingsaussaat erfolgte; aber statt des Regens kam eine Dürre, wie man sie noch nie erlebt. Glühende Südostwinde hatten schon im Mai alles versengt, im Juni fand das Vieh kaum noch Nahrung auf der Steppe. Hier und dort schnitt man die ährenlosen Roggenhalme als Futter für das Vieh, um doch einigen Nutzen von der Aussaat zu haben. Selbst die Kartoffel setzte bei dieser Dürre kaum an; aber nichtsdestoweniger grub man die winzigen unreifen Früchte heraus und verzehrte sie, um etwas dem Hunger zu wehren. Selbst Kohl, in anderen Notjahren ein kümmerlicher Behelf, konnte bei der andauernden Dürre nicht gedeihen. Nichts, gar nichts war gewachsen — höchstens etwa die Wassermelone —, und nirgends fand sich noch ein Vorrat. So stand das äußerste Elend unabweisbar vor der Tür. Wer irgend noch Mittel besaß oder beschaffen konnte, machte sich auf in die Ferne. So vielen es möglich war (etwa durch Vorschüsse voraus gezogener Verwandter), gingen nach Amerika, wohin seit 15 Jahren viele

tausende Wolgakolonisten ausgewandert sind. Aber natürlich nur wenige konnten die Mittel erschwingen zu von dem Wolgaufer aus so weiter Reise. Viele zogen daher über tausend Kilometer weiter in den Süden an den Kaukasus, manche auch aufs gerade Wohl fort: schlimmer wie hier könnten sie es doch nirgends finden. — Freilich kam Unterstützung, aber nur langsam und ungenügend. Hatten in den Jahren 1889 und 1890 viele andere Teile Russlands eine gute Ernte erzielt, so 1891 fast nur die baltischen Provinzen. Die Zufuhr rechtzeitig bereiter Vorräte hätte leicht und billig auf dem Wasserwege bewerkstelligt werden können, auch waren gerade wegen der Dürre die Wege zu den einzelnen Dörfern in vortrefflichem Zustand. Hernach erschwerte das baldige Zufrieren der Wolga sehr die Versorgung. Die Landschaftsbehörden (Kreisverwaltungen) erwarben Roggen zur Verteilung für die Bedürftigen — unter den Deutschen etwa 200000 — und zu je 6 Pfund wöchentlich für die Person wird Roggenmehl verteilt, aber ausgeschlossen blieben neben den kleinen Kindern auch alle Arbeiter von 18—55 Jahren, die stärksten Esser, und Arbeit gibt es nicht, nur Arbeit Suchende. Wie sollte auch selbst die Regierung Arbeit beschaffen, wenn der Schnee wie in diesem Winter alles ein bis zwei Meter hoch bedeckt und die Kälte — zum Glück nur in einer Woche — über 30 Grad Reaumur erreicht. Manche Kolonisten freilich treiben Hausindustrie, die von der Brüdergemeinde Sarepta aus in nicht wenigen Dörfern heimisch geworden ist: aber diese Handweberei gibt einen ganz geringen Ertrag und vermag bei den gesteigerten Brotpreisen niemand zu ernähren. Von welcher Qualität aber das Mehl ist, welches zur Verteilung gelangt, hat eine in Petersburg vorgenommene Untersuchung gezeigt: Zehn Prozent Feuchtigkeit, 17% Mineralstoffe, Sand u. s. w., 32¹/₂% Ölkuchen und Unkrautsamen, 40 % Roggenmehl. Auch für die kleinsten Kinder kann von Seiten der Verwaltung nichts weiter gegeben werden. — Daher lebten denn namentlich in den tiefer in der Steppe liegenden Dörfern die meisten Menschen davon, dass sie sich täglich zwei Mal eine Suppe kochten, aus Wasser und Salz mit etwas Roggenmehl, Brot dazu gibt es nicht, kein Wunder, dass

sie hohlwangig und bleich, die Kinder angeschwollen, unter diesen vor Allem ist die Sterblichkeit eine große.

Die Schilderung dieses Elends ist auch in die abendländischen Blätter gedrungen, und es hat Gott Lob nicht an inniger und lebendiger Teilnahme gefehlt. Von vielen Seiten sind reiche Gaben gekommen. In Deutschland haben namentlich in Berlin (Sekretär Pastor Dalton, Siegmundshof 15), in Blankenburg im Harz (Pastor Nöltingk), in Stassfurt-Leopoldshall (Sekretär Pastor W. v. Tiling), ebenso in Stuttgart und Dresden sich Komite's zum Empfang von Gaben gebildet. So konnten denn in vielen Gemeinden Volksküchen eingerichtet werden, in denen überall hunderte von Personen gespeist werden müssen, leider zumeist nur jeden andern Tag gespeist werden können. Es heißt in einer Bitte: „Derer sind 1880, die ich ernähren muss, sollen sie nicht vor meinen Augen verhungern. Das kostet täglich für eine Suppe mit etwas Fleisch und Hirse darin und einem ganz kleinen Stückchen Brot 50 Rubel, vom 1. Januar also bis 1. Mai 6000 Rbl.“ In einem anderen Schreiben: „Wir zählen in unserm Dorf beinahe 700 Familien, worunter nur 5 die ihr eigenes Brot und für das Frühjahr ihren Saatweizen haben. Da ist kein Brot, keine Kartoffel, nur wenig Kraut, höchstens etwas Steppentee. Dazu die mangelhafte Kleidung: in Lumpen gehüllt, kein Hemd auf dem Leibe sind sie in der Winterkälte an die Stube gefesselt“. Aus einem andern, vormals sehr vermögenden, Dorf wird geschrieben: „Wenn die Gaben nicht so reichlich flössen, wären wohl schon viele verhungert. Doch Gott sei Dank, wir sind doch in der Lage die allergrößte Not zu stillen. Die große Frage aber ist, ob wir noch so viel empfangen, um das jetzt noch vorhandene Vieh zu erhalten und Kartoffeln und Weizen zur Saat einzukaufen. Bis jetzt hatten wir genug zu tun gegen den augenblicklichen Hunger anzukämpfen. Aber jetzt tritt jene Frage, die für die Zukunft so wichtig ist, in den Vordergrund“. Eben diese Frage, wie den noch vorhandenen Viehbestand erhalten, ist jetzt die **b r e n n e n d e**, denn mit ihr ist die ganze Zukunft der Kolonien verbunden. Um ein ganz Geringes haben viele Bauern ihr Vieh hingeben müssen, sowohl um dem Hunger

zu begegnen, als auch weil Futter fast nicht zu erschwingen war. Das war schon im Herbst der Fall. Aus einem der minder heimgesuchten Dörfer wird aber im Februar geschrieben: „Von 6—700 Pflügen im vorigen Jahr sind jetzt nur noch 300 verwendbar. Wenn aber nicht in kürzester Zeit von irgend einer Seite her für Futter gesorgt wird, dass über das verwitterte und halb verfaulte den Dächern entnommene Stroh doch etwas Kleie gestreut werden kann, so behalten wir hier vielleicht nur noch 100 Pflüge für den ganzen (8000 Einwohner zählenden) Ort“. Damit wäre die Not permanent gemacht.

Hoffen wir, dass diese drohende Katastrophe sich vermeiden lässt. Ungeheure Schneemassen, die gefallen sind, haben Hoffnung auf eine bessere Ernte gegeben; die selbst aus weiter Ferne kommenden Gaben haben wieder etwas den Mut belebt, der fast dumpfer Verzweiflung gewichen war. Freilich selbst bei günstigen Ernten werden die schweren Wunden noch lange nicht geheilt sein, welche die Not geschlagen. Hoffentlich aber führen diese Jahre der Not wie zu einer inneren Umkehr, so auch zu einem Einschlagen neuer Wege, sodass bei strenger Befolgung des „Bete und arbeite“ jene unsere Volksgenossen an der Wolga sich doch noch dort im fernen Osten Europas als das bewähren, wozu sie dorthin gerufen wurden, deutschen Fleiß und deutsche Sorgfalt daselbst heimisch zu machen.